

Die Darstellung des Christentums ist seine fortgesetzte Realisierung

Woher rührt das Darstellungsproblem, das das Christentum in der Tat hat? Meine These ist, das Darstellungsproblem ist eine Folge dessen, dass das Verständnis für die Religion abhandengekommen ist. Der Religion des Menschen wiederum gibt das Christentum sein Gesicht, freilich auch nicht jede Form des Christentums – denken wir nur an den Gewalt legitimierenden Fanatismus, den es im Christentum genauso gibt wie in allen anderen Religionen. Auch das Christentum braucht die Aufklärung über sich als einer Religion des Menschen. Dann aber wird es immer wieder auch die Darstellung finden, die aufdeckt, dass die Religion Menschen tiefer über sich und die Bestimmung des eigenen Daseins zu verständigen vermag. Dass das so ist, will ich jetzt nicht mit meinen eigenen Worten darlegen. Ich habe das wieder und wieder getan. Ich leihe meine Stimme zwei Zeitgenossen, die sich eher von außen, einmal der Religion und sodann dem Christentum angenähert haben – für beide freilich liegt das eine im andern. Sie beide haben es literarisch ansprechend getan, das Darstellungsproblem somit im Vollzug ihrer religiösen Rede selbst zur Auflösung gebracht. Ein sich zum Atheismus bekennender Sozialphilosoph ist der eine, ein katholischer, allerdings spät erst zu einer Theologie des Christentums sich bekennender Literat der andere. Ich meine Bruno Latour und Martin Walser.

Zunächst mein Bezug auf die Apologie der Religion, die der französische Sozialphilosoph Bruno Latour jüngst vorgelegt hat, in seinem Buch: »Jubilieren. Über religiöse Rede« (Berlin 2011, franz. orig. 2002). Dieses Buch führt emphatisch Klage

darüber, dass der Gesellschaft und dem einzelnen Menschen etwas Lebensnotwendiges fehlt, wenn die religiöse Rede verstummt oder, da sie ja im kirchlichen Ritual der Form nach fortwährend ergeht, ihre Heil bringende Kraft verliert. Was dann fehlt, sind »Worte, die wieder aufrichten« (80), die »Leben spenden« (82), Worte, die heilsam sind. Das Schlimme für Latour ist: Auch die Kirche ist nicht mehr religionsfähig. Sie hält »die Religion für gewunden, für verschlungen, ganz als müsse sie uns über einen schmalen, fallengespickten Pfad zu dunklen und fernen Geheimnissen führen« (246). In entfernte Gegenwelten hat die Kirche die Religion entrückt und »die Worte, die Leben spenden sollen, werden in einer fremden Sprache ausgesprochen, die sich an historisch, räumlich, kulturell entfernte Menschen richtet« (82).

Die Kraftlosigkeit der Religion resultiert in der Tat aus ihrem Darstellungsproblem. Denn »die Worte, die Leben spenden«, finden den richtigen Tonfall nicht mehr. Das Sprechen ist das Problem, das Aussprechen, sagt Latour. Er will deshalb »bloß dem religiösen Ausdruck wieder Bewegungsfreiheit verschaffen, diesem so einzigartigen Brauch, der im Lauf der Geschichte Wort und Sprache gewann und der ihm heute so entsetzlich gehemmt vorkommt [...], nur eine Ausdrucksform aus ihrer Verkapselung lösen, die, einst so frei und erfinderisch, fruchtbar und heilbringend, heute auf seiner Zunge zerfällt, wenn er ihren Schwung, ihren Rhythmus, ihre Artikulation wieder aufnehmen will« (8f.).

Den religiösen Ausdruck, die Sprache der Religion zu finden, ist allerdings gerade keine Formsache nur. An der Darstellung der Religion hängt ihre Wahrheit. Denn es gibt das, was die Religion ist, also das Ganze dessen, das unserem Leben seinen unbedingt verlässlichen Grund und einen unverlierbaren Sinn gibt, gar nicht anders, als dass wir uns selbst in diesem Sinnganzen auf ergreifende Weise zu verstehen gegeben werden. Sie lässt uns den Schmerz empfinden über das, was fehlt,

sie stärkt aber auch unendlich die Hoffnung aufs Gelingen. Damit diese lebensnotwendige Wahrheit der Religion allgemein zugänglich bleibt, muss sie existentiell ansprechend zur Darstellung finden. Es gilt, »die passenden, genauen, präzisen Worte zu finden, um die Rede heilbringend zu machen, um gut (sic!) über die Gegenwart zu reden« (Ebd.).

»Gerechtfertigt zu sein, das war einmal das Wichtigste.« Mit diesem Satz beginnt Martin Walser seinen Essay »Über Rechtfertigung« (Reinbek b. Hamburg 2012). Von Gott gerechtfertigt zu sein, das hieß, vorbehaltlos, in seiner ganzen Existenz gerechtfertigt zu sein. Deshalb, so Walser, war gerechtfertigt zu sein einmal das Wichtigste, weil die Rechtfertigung durch den bedingungslos rechtfertigenden Gott von der Existenzangst befreite und eine ins Unendliche gehende Lebensgewissheit begründete. Das Verlangen nach solcher Rechtfertigung ist immer noch da, aber seine Erfüllung scheint nicht mehr von Gott und dem Vertrauen auf ihn erwartet zu werden.

»Was wir hinter uns gelassen haben: Rechtfertigung überhaupt von, sagen wir, oben zu erwarten. Heute genügt es, dass es einem gut geht, dann ist sein Rechtfertigungsbedarf schon gedeckt [...]. Jeder kann heute beurteilen, ob ihm [in seinem Leben] Recht oder Unrecht geschehe. Egal, ob einem Recht oder Unrecht geschieht, er fühlt sich im Recht. Dass er sagen kann, ihm geschehe Unrecht, zeigt ja, dass er sich im Recht fühlt.« (41f.) Und weiter: »Heute: Wir führen, wenn es uns gut geht, unser Wohlergehen auf uns selbst zurück. Also auf unsere Werke. Die, die ihre Gelungenheit noch als Gnade erleben, dürften seltener sein. Schon lieber nennen wir's Glück. Oder Zufall. Oder, um uns größer vorzukommen, Gerechtigkeit.« (40)

Das Rechtfertigungsbedürfnis, im religiösen Sinn, als Verlangen nach einer vorbehaltlosen Rechtfertigung der eigenen Existenz, einer Rechtfertigung des Existenzrechtes, ist da. Es gehört zu uns Menschen. Darauf insistiert Walser. Er sieht aber genauso, dass der religiöse Sinn des Rechtfertigungs-

bedürfnisses weithin nicht mehr verstanden wird. Und dies deshalb, weil die Bedeutung, die Gott für den Menschen hat, aus dem Blick geraten ist.

»Andere lassen mich wissen: Religion, das war einmal. Es ist eine eher unglückliche Entwicklung, dass Religion etwas geworden ist, was nicht mehr ohne Kirchliches gedacht wird. Wer sich heute fast instinktiv erhaben fühlt über alles Religiöse, weiß vielleicht nicht, was er verloren hat. Polemisch gesagt: Rechtfertigung ohne Religion wird zur Rechthaberei. Sachlich gesagt: Verarmt zum Rechthaben.« (32f.)

Wie sonst, so fragt Walser, sollen wir uns die penetrante Moralisierung und Tribunalisierung des öffentlichen Bewusstseins erklären. An die Stelle der Rechtfertigung durch Gott ist eine selbstgefällige und überhebliche Rechthaberei getreten. Wir befinden uns vor einer »Kulturkulisse, die uns vergessen macht, dass Rechtfertigung einmal unser Bedürfnis war. Übrig geblieben ist das Rechthabenmüssen. Recht zu haben ist der akzeptierte Ersatz für Rechtfertigung.« (29)

Was folgt aus Walsers Diagnose für die Theologie und ihre Darstellung des Christentums als der Religion göttlicher Rechtfertigung? Sicher nicht, dass sie es aufgeben sollte, von Gottes Rechtfertigung als der Rechtfertigung allein aus Gnade zu reden. Genau um diese göttliche und damit vorbehaltlose Rechtfertigung des menschlichen Daseins müsste es ihr vielmehr entscheidend gehen. Dies allerdings so – und hier berührt Walser das Darstellungsproblem an seinem entscheidenden Punkt –, dass ihre Rede von der göttlichen Rechtfertigung die menschliche Möglichkeit eröffnet, das eigene Dasein vorbehaltlos gerechtfertigt zu sehen. Eine erstaunliche Gelassenheit könnte aus dem Gefühl erwachsen, sich für sein Dasein weder entschuldigen, noch gar sein Lebensrecht durch seine Lebensführung sich erarbeiten zu müssen.

Der Rekurs aufs Christentum ist für Walser dennoch nicht mit dem Bemühen verbunden, eine neue Darstellung für eine

alte Wahrheit zu finden. Ihm geht es mit dem »Römerbrief« des Paulus und erstaunlicherweise auch dem Karl Barths darum, »an eine Sprache [zu] erinnern, in der Rechtfertigung noch vorkommt« (32). Wirksam bleibt für ihn die überlieferte Sprache der Religion bzw. des christlichen Glaubens, allerdings, das ist sein Punkt, sofern sie nur das »glauben als eine menschliche Fähigkeit« (ebd.) zur Darstellung bringt. »Glauben« ist die »menschliche Fähigkeit«, auf einen rechtfertigenden Gott zu setzen, damit auf eine bedingungslose Rechtfertigung. Von der göttlichen Rechtfertigung zu sprechen, bedeutet, die »Rechtfertigung des Menschen« im religiösen Symbol auszudrücken.

Dabei ist für Walser – und das ist sein entscheidender Beitrag zum Problem der Darstellung des Christentums, »Religion [...] eine Ausdrucksart wie andere, wie Literatur, Musik, Malerei«, aber deshalb nicht weniger bedeutsam für die Selbstdeutung des Menschen. »Die Psalmen. Das Buch Hiob. Das Weihnachtsevangelium. Usw. usw.« das ist, um es mit Walser »im Betriebsdeutsch zu sagen: große Dichtung« (ebd.).

Wie große Literatur führt auch die Sprache des Glaubens in eine wirksame Verarbeitung existentieller Grunderfahrungen menschlichen Lebens. Literatur und Film, Musik und Malerei eröffnen symbolisch-fiktionale Vorstellungswelten. So bereichern sie die Wirklichkeit um die Dimension einer göttlichen Sphäre. Diese müsste uns sonst verschlossen bleiben. Wir könnten in der Verarbeitung der letzten Fragen unseres eigenen Daseins jedenfalls keinen bewussten Bezug auf sie herstellen, wenn uns nicht die Sprache der Dichtung – auch in der Bibel, denken wir nur an die Poesie der Psalmen – zur Verfügung stünde. An die Adresse der Naturalisten und allzu schlichten Realisten gerichtet, fügt Walser, nachdem er aus dem 9. Kap. des Römerbriefs, in dem es um die Frage geht, ob Gott gerecht sei, zitiert hatte, hinzu: »Wenn hier jemand abschaltet, weil es Gott für ihn nicht gibt, also die Frage, ob Gott

gerecht sei, für ihn ein Nullproblem ist, zu dem sage ich vorläufig: Lesen wir's als Roman. Madam Bovary und Iwan Karamasow gibt es auch nicht, und trotzdem wiegen und wagen wir in unserem Inneren, was sie tun und sagen und warum sie es tun und sagen.« (35) Und weiter noch: »Wer sagt, es gebe Gott nicht, und nicht dazusagen kann, dass Gott fehlt und wie er fehlt, der hat keine Ahnung. Einer Ahnung allerdings bedarf es.« (33)

Die Ahnung, von der Walser spricht, ist die, dass es mehr als Anerkennung geben muss, wenn wir uns unseres eigenen Daseins und seines Passungsverhältnisses zur Welt unbedingt sollen gewiss werden können. Die göttliche Rechtfertigung des Menschen ist das religiöse Symbol für den Gewinn von unbedingtem Selbstvertrauen, von verlässlicher Selbstachtung und Wertschätzung. Göttliche Rechtfertigung ist Rechtfertigung aus Gründen, die nicht, wie es in Anerkennungsverhältnissen der Fall ist, auf immer ambivalenten sozialen Bedingungsverhältnissen aufruhend, sondern sich, weltlich bedingungslos, Gottes gnädigem Willen verdanken. Eine Gegenleistung ist nicht möglich, wird auch nicht erwartet. Der Mensch kann selbst nichts zur Rechtfertigung seines Daseins tun.

Ein schwieriges gedankliches Problem tut sich freilich immer noch auf. Das religiöse Symbol, auch dann, wenn seine literarische, dichterische, künstlerische Darstellung überzeugend gelingt, funktioniert nur im Modus der persönlichen Aneignung der unendlichen Bedeutung, die es dem Menschen zuschreibt. Deshalb spricht Walser vom »glauben« als einer »menschliche[n] Fähigkeit«. Glauben zu können bedeutet, persönlich darauf zu vertrauen, bedingungslos gerechtfertigt zu sein. Das »glauben« wird zu einem Lebensgefühl, in dem sich ein bedingungsloses Angenommensein realisiert. Aus diesem im Glauben an die göttliche Rechtfertigung erwachsenden Lebensgefühl wiederum kann hervorgehen, was in Anerkennungsverhältnissen immer auch gesucht, aber vollständig nie

gefunden wird: Selbstvertrauen, Selbstachtung, Selbstschätzung.

Göttliche Rechtfertigung bedeutet, sofern sie geglaubt wird, mehr als Anerkennung. Göttliche Rechtfertigung macht Menschen ein positives Selbstverhältnis möglich, selbst wenn es ihnen in den sozialen Anerkennungsverhältnissen erschwert oder gar ganz verweigert wird. Damit soll nicht gesagt sein, dass die Vorstellung einer göttlichen Rechtfertigung am ehesten dort auf Resonanz im Bewusstsein rechnen kann, wo soziale Anerkennungsleistungen gefährdet sind oder ausbleiben. Das Gegenteil dürfte, empirisch gesehen, der Fall sein. Die Zusage göttlicher Rechtfertigung greift gerade als überschießendes Moment in unsere immer schon von sozialen Anerkennungserfahrungen zehrende Selbstdeutung ein. Genau in den Defiziten aber, die soziale Anerkennungserfahrungen wieder schmerzlich aufweisen, kann bewusst werden, wie Walser sagt, dass Gott »fehlt«. Im Bewusstsein dieser Leerstelle, wird dann die »Ahnung« wach, was es bedeuten würde, welche Entlastung damit verbunden wäre, welchen Trost es der Seele geben würde, glauben zu können. Dies glauben zu können, dass ein bedingungslos rechtfertigender, den Menschen in seinem bloßen Dasein rechtfertigender Gott existiert. Wenn ein bedingungslos rechtfertigender Gott existiert, hätte es ein Mensch nicht mehr nötig, sein Selbstvertrauen, seine Selbstachtung und seine Selbstschätzung allein aus den sozialen Anerkennungsleistungen zu beziehen. Der Glaube an Gott würde dem Individuum ein Jenseits der Gesellschaft öffnen, nicht in eine Hinterwelt ihn locken, sehr wohl aber zur Quelle seines Lebensmutes und Wissensdurstes führen.

Der soziale Ort, an dem die rechtfertigende Deutungszuschreibung des Christentums begegnet, kann nach wie vor die Kirche sein. Vermöge ihrer symbolischen und rituellen Inszenierungen, vermöge des ihr eigenen, aus langen Überlieferungen gewachsenen Kunstschatzes kann es geschehen, dass

Menschen sich in der Tiefe ihrer Selbstgewissheit und in der Weite ihres Weltvertrauens ergriffen und gestärkt fühlen. Dass dies geschieht, ist recht verstanden der Sinn ihrer Gottesdienste.

Aber auch die Kunst, die Literatur, die Dichtung, die Musik, sie können Orte religiöser Erfahrung schaffen, wie Walser deutlich macht, gerade dadurch, dass sie in die rechte Haltung für die Aneignung der Rechtfertigungsbotschaft führen. Dann lassen sie die Wahrnehmung unserer Daseinswirklichkeit reflexiv werden, rufen sie ein Wahrnehmen unseres Wahrnehmens hervor. Dann brechen sie eingespielte Erfahrungsmuster auf, unterbrechen sie den alltäglichen Gang der Dinge, zeigen sie das Grauen vor dem Nichtigen, ermutigen sie zum trotzigen Dennoch des Glaubens und der Hoffnung. Nicht alle Kunst ist von dieser Art. Ist sie es nicht, dann ist sie religiös belanglos. Wo sie es aber ist, weckt sie unseren Sinn für den Sinn, bestärkt sie in der Ahnung, dass ein unbedingt verlässlicher Seins- und Sinngrund gerade dort zur Präsenz der Erfahrung kommt, wo er sich zu entziehen scheint. Lesen und sehen wir, angeregt durch viele Künstler, Dichter, Literaten und Komponisten, die Bibel als Roman, als große Dichtung, als ein umwerfendes Bild, das uns in die Abhängigkeit von einem Gott setzt, der Liebe, Gnade, Vergebung ist, wir sähen ein, dass das Christentum sein Darstellungsproblem nur lösen kann, indem es sich ständig und immer wieder neu an ihm abarbeitet.